

Methodisch ist die Arbeit von drei Voraussetzungen geprägt: erstens von der kritischen Auseinandersetzung mit dem traditionellen Konfessionalisierungsparadigma, zweitens – entsprechend der Einbindung des Dissertationsprojekts in das gleichnamige Tübinger Graduiertenkolleg – von der Frage nach »religiösem Wissen«, verstanden als enge Verzahnung von (theoretischen) konfessionellen Bekenntnissen und konfessionellen rituellen Praktiken, und drittens schließlich vom immer noch aktuellen »*spatial turn*« der Geschichts- und Kulturwissenschaften. Die Frage nach den lokalen »Räumen« innerhalb des städtischen Raumes Speyer gibt denn auch die Gliederung der Arbeit vor. Die an die instruktive Einleitung (Kap. 1) anschließenden thematischen Kapitel bieten Fallstudien zu einzelnen Kirchen bzw. religiösen Institutionen Speyers: die dem reformierten Kurfürsten unterstehende Kirche St. Ägidien als calvinistische Enklave (Kap. 2), die im katholisch-lutherischen Kontext sich positionierende Dominikanerkirche (Kap. 3), der die (»überkonfessionelle«?) städtische Identität repräsentierende Dom (Kap. 4), das durch einen »neuen« Katholizismus weithin »Hass« (S. 330) auf sich ziehende Jesuitenkolleg (Kap. 5) und die wiederum zwischen Lutheranern und Katholiken lavierende Kirche St. Georg (Kap. 6). Der Schlussteil führt die gewonnenen Erkenntnisse zusammen, hebt besonders die »plurale Koexistenz und Konkurrenz von Gruppen und Institutionen« (S. 367) sowie die »Verschränkung von normativem Bekenntnis und sozialer Praxis« (S. 368) hervor und kommt zu dem ernüchternden Schluss, dass die »gegenseitige extreme Ablehnung der Konfessionen« im 16. Jahrhundert durchweg bestehen blieb und trotz aller »alltagstauglichen Pragmatik« keine langfristige Lösung der Konflikte möglich war. Diese »konfessionelle Unbedingtheit« habe so »neben und in Verflechtung mit vielen anderen Faktoren in den Krieg« geführt (S. 374).

Daniela Blums Studie bewegt sich methodisch und inhaltlich auf hohem Niveau. Umso irritierender ist, dass Ansätze der historisch-theologischen Geschlechterforschung, die insbesondere bei einer Fokussierung auf den »Alltag« einer Stadt mehr als naheliegend gewesen wären, vollständig außen vor bleiben. Die androzentrische Perspektive wird an keiner Stelle relativiert; sämtliche »Räume« in Speyer scheinen männlich besetzt gewesen zu sein. Lediglich im Zusammenhang mit dem Jesuitenkolleg kommen einzelne Frauen am Rande – als Adressaten der Seelsorge – vor (S. 321); das Dominikanerinnenkloster wird nur in einer Fußnote erwähnt (S. 95). Gab es keine weiblichen Konvente oder Kommunitäten in Speyer? Engagierten sich keine Frauen in den reformatorischen Bewegungen? Dies wäre – im Vergleich zum »Alltag« in anderen Städten – ein eigenartiger Befund.

*Anne Conrad*

THOMAS POSCH: Johannes Kepler. Die Entdeckung der Weltharmonie. Darmstadt: Theiss 2017. 264 S. m. Abb. ISBN 978-3-8062-3452-7. Geb. € 24,95.

Wieder gibt es ein neues Buch über Johannes Kepler, diesmal verfasst vom Wiener Physiker Thomas Posch. »Die Entdeckung der Weltharmonie«, so der Untertitel, war jedoch keine Erkenntnis des deutschen Gelehrten, sondern schon der Pythagoreer und wird gelegentlich bemüht, allein 2017 gleichzeitig von Dieter B. Hermann (»Die Harmonie des Universums«).

Ein bunter Einband mit dem Bild des Astronomen verspricht im Klappentext des »konkurrenzlos aktuellen« Buches »berührende Einblicke in sein Innerstes«. Dies lässt zunächst auf einen avisierten Leserkreis schließen, der sich eher auf unterhaltsame Weise mit Kepler beschäftigen will.

Nun handelt es sich aber keineswegs um einen eher historischen Roman mit Krieg und Hexerei, sondern um sehr gehaltvolle und akademische Lektüre. Autor und Verlag versuchten anscheinend den Spagat, ein inhaltsschweres Buch für ein möglichst breites Publikum herauszubringen. Gut daran getan hätte man deshalb, wenn alle (Schwarz-Weiß-)Bilder Qualität aufweisen würden, manches Mal sieht man nur Grautöne, etwa bei einer Aufnahme der Milchstraße oder einer Handschrift Keplers.

Gegliedert hat der Autor sein Werk nach den Hauptwohnsitzen Keplers in nur fünf Abschnitte, dazu kommen ein Vorwort und ein Anriss der Rezeptionsgeschichte. So erscheint das Buch romanartig, da der Lesefluss nicht durch Unterkapitel gestört wird. Inhaltlich verzichtet der Autor dabei aber auf keinen Aspekt aus Keplers Vita; seine Lebensbeschreibung wie seine wissenschaftliche Arbeit werden zugleich intensiv beleuchtet. Das bedeutet nun andererseits, dass der interessierte Leser klare Strukturen vermisst. Durch die beständige Vermischung von Biografie und Werk, wissenschaftlichem wie weltanschaulichem Ansatz und Meinung (des Astronomen selbst wie des Autors) fehlen am Ende Klarheit und Überblick. Wer etwas mehr über Keplers Haltung zur Astrologie wissen möchte, muss im Inhaltsverzeichnis unter dem Stichwort nachsehen und dann im Text auf 13 verschiedenen Seiten einzelne Sätze suchen. Als Werk, das man immer wieder aus dem Regal nimmt, um über eine Besonderheit oder ein spezielles Thema nachzulesen, wird es deshalb nicht dienen. Verdient hätte es mehr Belege, denn Posch schreibt durchaus dicht und mitunter auch apodiktisch. Man möchte das überprüfen können: etwa warum er Kepler als den Begründer der Optik sieht und Alhazen oder Roger Bacon völlig ignoriert. Ob und wie viele neue Zitate oder Erkenntnisse im Text vorkommen, wird kaum jemand eruieren können, denn hinreichend viel Literatur über den Protagonisten gibt es ja bereits. Dass einmal seine Briefftasche gestohlen wurde, war mir etwa neu, andere Zitate aber sind regelrechte Klassiker, wie das Tönen der Erde in den Tonsilben »Mi Fa Mi«, was Kepler als »Miseria et Fames« interpretiert.

Ein bisschen Ökumene muss im Lutherjahr wohl sein und erklärt vielleicht auch den Satz, in dem als Zahlenspiel Keplers Geburtsjahr 1571 mit dem Reformationsjahr 1517 in Beziehung gesetzt wird. Welche wichtigen neuen Informationen zum Astronomen uns der Autor damit gibt, hat sich mir danach nicht erschließen können. Eine Reminiszenz an das Erscheinungsjahr seines eigenen Buches? Denn die Zeit von Luthers Thesen und damit der Keim für die Religionskriege, in deren Wirren Kepler leben musste, wäre wohl allzu bekannt. Ob Kepler ein »ökumenischer« Christ war, wie es im Buch mitunter und verstreut anklingt? Diese Bewegung der Moderne einer ganz anderen Zeit überzustülpen, sähe ich als problematisch an, doch lässt Posch sich nicht wirklich zu starken Aussagen verleiten. Es erkannten auch andere, wie der Kartograph Philipp Apian, die Trennung der römischen Kirche vom Luthertum und danach die Aufspaltung der reformatorischen Kirchen voneinander nicht an. Sie hielten an der Einheit der Kirche fest. Die Spaltung war für sie ein Politikum, über das sich die Theologen selbst stritten. Wenn sich nun schon die Gelehrten uneinig waren, wie nun eigentlich die Bibel zu verstehen sei und welche dogmatischen Schlüsse man daraus ziehen konnte, würde man sich doch nicht aufgrund politischer Willkür verleiten lassen, seinen Glauben anzupassen. Bei explizitem Interesse daran kann Keplers theologische Haltung andernorts (etwa bei Jürgen Hübner, der sich intensiver mit diesem Thema befasst hat) nachgelesen werden. Dass der Astronom durch seine Erkenntnisse über die vernünftige Ordnung des Weltalls dessen Urheber Gott loben wollte, ist als früher Fall von Physikotheologie (ein Ausdruck, der im Buch allerdings fehlt) ebenfalls bekannt.

Einzelne zitierte Sätze bringen bei einem derart umfangreichen Œuvre wie dem Keplers wenig Beweis. Die Crux ist ja, dass man daraus nahezu alles konstruieren kann, man

wird für vielerlei Theorien einen entsprechenden Satz finden. Gerade deshalb bedarf es der genau belegten Einzeluntersuchung jeder spezifischen Idee, jeden Aspekts. Diese Abhandlungen existieren bereits zahlreich und sind auch in Zukunft wichtig und notwendig. »All in one« informierende Bücher über Kepler haben kein so rasches Verfallsdatum, dass alle paar Jahre ein neues herausgebracht werden müsste. Man ist bisher gut bedient mit den Klassikern von Max Caspar, den auch der Autor mehrmals zitiert (auch Kepler nach Caspar), Volker Bialas oder etwa Fritz Krafft. Zur Einführung für den interessierten Laien gibt es das rororo-Büchlein von Mechthild Lemcke.

Posch hat sich nun der großen Herausforderung gestellt, erwünschten Verkaufszahlen wie dem eigenen hohen Anspruch gerecht zu werden, ein nahezu ungegliedertes Buch mit einem sachlichen Inhalt zu schreiben und eine wahrscheinlich hunderte Regalmeter fassende Rezeptionsgeschichte Keplers in den vernünftigen Rahmen von 240 Seiten zu konzentrieren.

*Doris Becher-Hedenus*

ALKUIN VOLKER SCHACHENMAYR: Sterben, Tod und Gedenken in den österreichischen Prälatenklöstern der Frühen Neuzeit. Heiligenkreuz: Be&Be 2016. 363 S. m. Abb. ISBN 978-3-903118-16-4. Geb. € 36,27.

In seiner Habilitationsschrift vertritt Schachenmayr die Annahme, die Beschäftigung mit dem Tod habe sich in dem von ihm behandelten Zeitabschnitt gewandelt. Als diesen definiert er die Frühe Neuzeit oder, noch genauer eingegrenzt, die Zeitspanne zwischen dem Konzil von Trient und den Josephinischen Dekreten, in welcher der Tod im sakralen klösterlichen Raum einen Sonderstatus errungen hatte. Schachenmayr begründet seine These mit der vermehrten Schaffung von Totenkapellen und Krypten, dem Entstehen neuartiger Aufzeichnungen wie Professbüchern und Gräberverzeichnissen, wie auch mit der Prägung des Ordenslebens nach der spirituellen Schule Ignatius von Loyolas. Sein Untersuchungsgebiet schränkt er nicht nur zeitlich, sondern auch geographisch in den Grenzen des heutigen Österreichs ein, wie auch personell, indem er die Tode der Präläten selbst vorgibt nicht zu bearbeiten, sondern nur jene der einfachen Mönche. An diese Vorgabe kann er sich jedoch des Öfteren nicht konsequent halten und weicht in seiner Darstellung immer wieder auch auf die Tode der Oberen aus. Methodisch analysiert Schachenmayr in einfacher, verständlicher Sprache den Tod im Prälatenkloster chronologisch mit Betrachtung, Erfahrung und Gedenken des Toten. So filtert er den Gegenbeweis zu der These, in der Frühen Neuzeit stehe der Tod des Anderen vor dem eigenen, heraus. Dies belegt Schachenmayr beginnend mit der Einkleidung des ins Kloster eintretenden Mönchs, welche einen Tod des weltlichen Lebens bedeutete. Im weißen Habit der Zisterziensernovizen sieht Schachenmayr ein symbolisches Leichenkleid, welches ab der Frühen Neuzeit mit einem Novizentestament beim Eintritt ins Kloster untermauert wurde. Ein von ihm erstellter Vergleich solcher Novizentestamente symbolisiert einen rhetorischen Tod wie auch die Bereitschaft, sich von allem Weltlichen zu trennen, selbst wenn der Schreiber des Testaments es letztlich doch nicht tun sollte, wie Schachenmayr gleichfalls nachweisen kann. Den Übergang zum tatsächlichen biologischen Tod erfährt der Konventuale *in infirmario*. Die damit beauftragten Berufsgruppen betten den in Agonie Liegenden vom Bett auf die Sterbematte um. Dabei geht Schachenmayr auch auf die Möglichkeit einer bereits existierenden »milden« Sterbehilfe wie auch den Nichtgebrauch von Särgen ein. Diese Feinheiten zeichnen seine Thesen aus, da er immer wieder aus der methodischen Chronologie ausscheidet und sich Randgebieten widmet. Abschließend an den